

(Nachdruck verboten.)

81)

Das Duell.

Roman von A. Kuprin.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Adolf Seb.

In Chlebnikows Gasse knackte und kollerte etwas, aber er blieb beim Schweigen. Gleichzeitig bemerkte Romaschow, daß der Soldat heftig und schnell zitterte; sein Kopf zitterte, und es zitterten auch mit leisem Geräusch die Kimmladen. Einen Augenblick war dem Offizier schrecklich zumute. Diese schlaflose, fieberhafte Nacht, das Gefühl der Einsamkeit, das gleichmäßige, matte, tote Mondlicht, die schwärzliche Tiefe des Abgrundes unter den Füßen, und neben ihm der schweigende von Schlägen um den Verstand gebrachte Soldat — alles das kam ihm wie ein wüster, quälender Traum vor, ähnlich dem Traume, den die Menschen während der letzten Tage vor dem Weltuntergang träumen würden. Aber plötzlich ergriff ein Strom warmen, sich selbst vergessenden, unendlichen Mitleids sein Herz. Er empfand seinen persönlichen Kummer als klein und nichtig, fühlte sich im Vergleich mit diesem verlorenen, gehetzten Menschen erwachsen und verständlich, schlang zärtlich und fest seine Hände um Chlebnikows Hals, zog ihn an sich und begann in heißem, leidenschaftlich zuredendem Tone:

„Chlebnikow, ist Dir schlecht? Auch mir ist schlecht, lieber Freund, mir ist auch schlecht, glaub mir. Ich verstehe nichts von dem, was in der Welt geschieht. Ist alles ein wüster, sinnloser, grausamer Unsinn! Aber man muß aushalten, mein Freund, muß aushalten . . . das ist nötig.“

Der tief herabgebeugte Kopf Chlebnikows fiel plötzlich auf Romaschows Knie. Und der Soldat umflammerte die Beine des Offiziers und näherte ihnen sein Gesicht, während der ganze Körper von einem heftigen Zittern befallen wurde, stöhnte, und sich vor unterdrücktem Schluchzen zusammenzog.

„Ich kann nicht mehr . . .“ stammelte Chlebnikow unzusammenhängend . . . „Ich kann nicht mehr . . . Ach Gott . . . sie schlagen mich, lachen mich aus . . . der Feldwebel will Geld haben . . . der Unteroffizier schreit . . . wo soll ich's hernehmen? Mein Leib ist verhoben. Schon als Knabe . . . ich habe einen Bruch, Herr; ach Gott, ach Gott!“

Romaschow beugte sich über seinen Kopf, der wie in Verzückung auf seinen Knien hin und her schwankte. Er spürte den Geruch eines schmutzigen, ungesundeten Körpers, ungewaschener Haare, und den säuerlichen Geruch eines Mantels, der beim Schlafen zum Zudecken dient. Unendlicher Kummer, Schrecken, Nichtverstehen und tiefes, schuldiges Mitleid erfüllten das Herz des Offiziers, preßten es schmerzhaft zusammen und bedrückten es. Und er beugte sich tief zu dem stacheligen, schmutzigen Kopf nieder und flüsterte kaum hörbar:

„Mein Bruder!“

Chlebnikow ergriff die Hand des Offiziers und Romaschow fühlte an ihr außer warmen Tränen die kalte und klebrige Berührung fremder Lippen. Aber er zog seine Hand nicht weg und sprach einfache, rührende, beruhigende Worte, wie ein Erwachsener zu einem gekränkten Kinde spricht.

Dann führte er Chlebnikow selbst ins Lager. Man mußte den wachhabenden Unteroffizier der Rotte, Schapowalenko, heraussuchen. Er kam im bloßen Unterkleid, gähnend, mit den Augen blinzelnd und sich den Rücken und Leib schauernd.

Romaschow befahl ihm, Chlebnikow sofort vom Wachdienst zu befreien. Schapowalenko versuchte zu erwidern:

„Herr Leutnant, an dem ist noch nicht die Reihe! . . .“

„Ned' nicht!“ schrie Romaschow ihn an. „Sag' morgen dem Rottenkommandeur, ich hätte es befohlen . . . also, kommst Du morgen zu mir?“ fragte Chlebnikow, und dieser antwortete ihm schweigend mit einem schüchternen, dankbaren Blick.

Langsam ging Romaschow das Lager entlang und kehrte nach Haus zurück. Ein Geräusch in einem der Zelte ließ ihn sich umwenden und horchen. Mit halb erstickter, langgedehnter Stimme erzählte jemand ein Märchen:

„. . . Da schickte der Teufel zum Soldaten seinen Hauptzauberer. Da kommt der Zaubermann und sagt: „Soldat,

Soldat, ich freß Dich auf!“ aber der Soldat antwortet ihm und sagt: „Nein, Du kannst mich nicht fressen, ich bin ja selbst ein Zauberer . . .“

Romaschow ging wieder zum Einschnitt. Er empfand deutlich die abgeschmackte Unsinnigkeit und Unverständlichkeit des Lebens und wurde dadurch bedrückt. Am Abhang stehen bleibend, erhob er die Augen zum Himmel. Dort lag wie früher eine kalte Weite und unendlicher Schrecken. Und fast unerwartet für sich selbst hob er die Fäuste über den Kopf, schüttelte sie und rief wahnhaftig:

„Du alter Betrüger! Wenn Du etwas kannst und verstehest . . . nun: Mach, daß ich mir ein Bein breche.“

Dann stürzte er halsüberkopf mit geschlossenen Augen den steilen Abhang hinunter, überprang mit zwei Sägen die Schienen und stürmte ohne stehen zu bleiben mit einem Schwung nach oben. Seine Rüstern blähten sich, die Brust atmete abgerissen. Aber in seinem Herzen flammte plötzlich ein stolzer, kühner und verzweifelter Entschluß auf.

17.

Seit dieser Nacht ging in Romaschow eine tiefe innere Veränderung vor sich. Er begann sich von den übrigen Offizieren abzuheben, daß meistens zu Hause, besuchte gar nicht mehr die Tanzabende im Kasino und hörte auf zu trinken. Er war in den letzten Tagen gleichsam reifer, älter und ernster geworden und bemerkte das selbst an der traurigen und gleichmütigen Ruhe, mit der er sich jetzt gegen Menschen und Dinge verhielt. Bisweilen fielen ihm dahingehörige von irgend jemand früher einmal gehörte oder gelesene Worte ein, wonach das menschliche Leben in mehrere „Lustren“ zerfiel — jedes Lustrum sieben Jahre — und im Verlaufe eines Lustrums die ganze Blut- und Körperbeschaffenheit, alle Gedanken, Gefühle und der Charakter eines jeden Menschen sich veränderten. Romaschow hatte kürzlich sein einundzwanzigstes Jahr beendet.

Der Soldat Chlebnikow kam zu ihm, aber erst auf wiederholte Aufforderung. Dann besuchte er ihn häufiger. Anfangs erinnerte sein Anblick an den eines hungrigen, räudigen, vielgeschlagenen Hundes, der furchtsam vor der schmeichelnd ausgestreckten Hand zurückspringt. Aber die Aufmerksamkeit und Güte des Offiziers erwärmten und schmolzen allmählich sein Herz. Durch gewissenhafte Nachforschung erfuhr Romaschow Einzelheiten über sein Leben, die ihm Schuldbewußtsein und Kummer verursachten. Zu Hause lebte seine Mutter mit einem Trunkenbold von Vater, einem halb blödsinnigen Sohn und vier minderjährigen Töchtern; ihr Land hatte die Dorfgemeinde ungerechterweise mit Gewalt an sich gebracht; alle fanden irgendwo in Hütten, deren Besitzer ausgestorben waren, durch die Gnade eben derselben Dorfverwaltung ein Unterkommen; die Eltern arbeiteten bei fremden Leuten, die Kinder gingen betteln. Geld von zu Hause erhielt Chlebnikow nicht und zu freiwilligen Arbeiten wurde er seiner schwachen Konstitution wegen nicht genommen. Ohne alles Geld aber kann ein Soldat schwer auskommen: Da gibt es keinen Tee, keinen Zucker, er kann nicht einmal Seife kaufen und muß doch von Zeit zu Zeit seinen Feldwebel und Unteroffizier in der Kantine mit Schnaps bewirten. Die ganze Löhnung beträgt zweiundzwanzig und eine halbe Kopeke monatlich — und geht für Geschenke an die Vorgesetzten drauf. Er wurde jeden Tag geschlagen, ausgelacht, gesoppt und außer der Reihe zu den allererschwersten und unangenehmsten Arbeiten bestimmt.

Voll Bewunderung, mit Gram und Schrecken begann Romaschow zu verstehen, daß das Schicksal ihn täglich in unmittelbare Berührung mit hundert dieser grauen Chlebnikows brachte, von denen jeder seinen eigenen Kummer, seine eigene Freude hätte, denen allen aber die Persönlichkeit genommen und die durch ihre eigene Unwissenheit, durch die allgemeine Knechtschaft, die Gleichgültigkeit, Willkür und Vergewaltigung der Vorgesetzten bedrückt wurden. Und am allererschrecklichsten war der Gedanke, daß nicht einer von den Offizieren, wie bis dahin Romaschow selbst, auch nur ahnte, daß die grauen Chlebnikows mit ihren gleichmäßig ergebenen und gedankenlosen Gesichtern in der Tat lebende Menschen und nicht mechanische Größen seien, die man Rotten, Bataillone, Regimenter nannte . . .

Romaschow hatte dafür gesorgt, daß Chlebnikow einen seinen Verdienst erhielt. In der Kotte bemerkte man diese ungewöhnliche Protektion, die der Offizier dem Gemeinen angedeihen ließ. Romaschow nahm oft wahr, daß die Unteroffiziere in seiner Gegenwart mit übermäßiger, lächerlicher Höflichkeit sich an Chlebnikow wandten und absichtlich süßlich mit ihm redeten. Wahrscheinlich erfuhr auch Hauptmann Sinwa davon. Wenigstens brummte er bisweilen zur Seite gewandt:

„Nun sag' einer. Sind die Liberalen auch zu uns gekommen! Verderben die ganze Kotte! Gauen muß man die Schufte; sie aber sprechen in Flötentönen mit den Kerls.“

Jetzt, wo Romaschow mehr freie Zeit hatte und mehr allein war, kamen ihm immer häufiger und häufiger ganz ungewöhnliche, sonderbare und verwickelte Gedanken in den Kopf, wie sie ihn einen Monat früher an einem Tage seines Arrestes so erschüttert hatten. Das geschah gewöhnlich nach dem Dienst in der Dämmerung, wenn er still unter den dichten, schlafenden Bäumen umherwandelte und einsam, voll Trauer, dem Summen der Nachtkäfer lauschte und den ruhigen, rosigen, allmählich sich verdunkelnden Himmel anblickte.

Dieses neue Innenleben überraschte ihn durch seine Mannigfaltigkeit. Früher hatte er nicht verstanden und geahnt, welche Freude und welche Macht und welches tiefes Interesse in einem so einfachen, gewöhnlichen Dinge, wie der menschliche Gedanke es war, lägen.

Er wußte jetzt schon ganz bestimmt, daß er nicht weiter dienen, sondern unbedingt zur Reserve gehen würde, sobald die drei Pflichtjahre, die er wegen seiner Ausbildung in einer Kriegsschule ableisten mußte, verfloßen wären. Aber er konnte sich durchaus nicht vorstellen, was er später als Zivilist machen würde: Er ging alles der Reihe nach durch: Die Stener, Eisenbahn, Kommerzium, dachte an eine Verwalterstelle auf einer Besitzung oder an ein Verwaltungsressort. Und bei dieser Gelegenheit machte er sich zuerst voll Erstaunen all die verschiedenen Beschäftigungs- und Berufsweige klar, in denen die Menschen tätig waren. „Woher kommen nur,“ dachte er, „die verschiedenen lächerlichen, absonderlichen, unsinnigen und schmutzigen Berufsweige? Wie kommt es zum Beispiel, daß das Leben Gefängnisaufseher, Akrobaten, Bühnenaugenoperateure, Senter, Schauspieler, Hundebärbiere, Gendarmen, Zauberkünstler, Prostituierte, Väter, Kohärzte, Totengräber, Fedelle mit sich bringt? Oder gibt es vielleicht überhaupt keinen noch so unsinnigen, zufälligen, launenhaften, gewalttätigen oder lafterhaften menschlichen Einfall, der nicht sofort ein Wesen findet, das ihn ausführt und ihm dient?“

Jedenfalls überraschte ihn, als er tiefer nachdachte, die Tatsache, daß die ungeheuerere Mehrzahl der geistigen Berufsarten ausschließlich auf Mißtrauen gegen die menschliche Redlichkeit gegründet sei und auf diese Weise menschlichen Hoffern und Gebrechen Vorschub leisteten. Wozu wären sonst, wenn die Menschheit vollkommen wäre, überall Kontoristen, Buchhalter, Beamte, Polizisten, Zollbeamte, Kontrolleure, Inspektoren und Aufseher nötig?

Er dachte auch an Geistliche, Ärzte, Lehrer, Advokaten und Richter, an all die Leute, die nach der Art ihrer Tätigkeit beständig mit den Gedanken, Empfindungen und Leiden anderer Menschen in Berührung kommen mußten. Und Romaschow kam, ohne es zu verstehen, zu dem Schluß, daß die Leute dieser Kategorie eher als andere hart und lieblich würden, in Trägheit, kaltem und tödlichem Formelstram und in alltägliche, schimpfliche Gleichgültigkeit versanken. Er wußte, daß es noch eine Kategorie gäbe: die Leute, die für das äußere, irdische Wohlbefinden sorgten: Ingenieure, Architekten, Erfinder, Fabrikanten, Direktoren. Aber diese Leute, die unter Teilnahme aller das menschliche Leben erstaunlich schön und angenehm machen könnten, dienten nur dem Reichtum. Auf all ihnen lastete ängstliche Sorge um ihr eigenes Wohlergehen, tierische Liebe zu ihren Kindern und ihrer Wohnung, Furcht vor dem Leben und insolgedessen feige Abhängigkeit vom Gelde. Wer gestaltete aber schließlich das Los des vergessenen Chlebnikow, wer näherte, unterrichtete ihn und sagte ihm: „Gib mir Deine Hand, Bruder!“

Auf diese Weise dachte Romaschow sich unsicher und sehr langsam, aber immer tiefer und tiefer in die Lebenserscheinungen hinein. Früher war ihm alles so einfach erschienen. Die Welt zerfiel in zwei ungleiche Teile: Der eine, kleinere — waren die Offiziere, die Ehre, Kraft, Macht, bezaubernde Würde der Uniform und gleichzeitig mit der Uniform aus irgend einem Grunde auch patente Tapferkeit, physische Kraft und hochmütigen Stolz gepachtet hatten; der

andere, ungeheuer große und unpersonliche Teil — waren die Zivilisten, mit Spitznamen Späßen genannt, die als Staffage dienten; sie wurden einfach verachtet; es galt für falsch, einen Zivilisten ohne jeden Grund zu schimpfen oder zu schlagen, seine angezündete Zigarette ihm unter der Nase auszulöschen, ihm den Zylinder einzutreiben; von dergleichen Heldentaten erzählte man sich auf der Kriegsschule mit dem Entzücken blau-blütiger Junfer. Und als Romaschow jetzt gleichsam ein wenig seitwärts, sich wie aus einem heimlichen Winkel durch eine Spalte betrachtete, begann er allmählich zu verstehen, daß der ganze Militärdienst mit seinem eingebildeten Glanze nur durch einen grausamen, schimpflichen Zertum aller Menschen entstanden sei. „Wie kann ein Stand existieren,“ fragte Romaschow sich, „der in Friedenszeiten nicht den geringsten Nutzen bringt, anderer Brot und Fleisch ißt, anderer Kleidung trägt, in anderer Leute Häusern wohnt, im Kriege aber unsinnigerweise ebensolche Menschen wie er selbst, tötet und verstümmelt?“

In ihm wurde der Gedanke immer klarer und klarer, daß nur drei freie menschliche Berufe existierten: Wissenschaft, Kunst und freie körperliche Arbeit. Mit neuer Kraft beschäftigte er sich mit Gedanken über literarische Arbeiten. Bisweilen, wenn er ein gutes, von ehrlicher Begeisterung durchdrungenes Buch las, dachte er voll Qual: „Mein Gott, das ist ja so einfach, das habe ich selbst gedacht und gefühlt. Ich könnte ja ganz dasselbe schaffen!“ Es drängte ihn, eine Novelle oder einen großen Roman zu schreiben, dessen Inhalt die Schrecken und die öde Langeweile des Militärlbens bilden sollten. In Gedanken gestaltete sich alles ausgezeichnet; die Bilder kamen deutlich, die Gestalten lebendig heraus, die Fabel entwickelte sich schön und verschlang sich in einen schönen, regelmäßigen Knoten, und es war ungewöhnlich lustig und unternehmend, daran zu denken. Wenn er sich aber ans Niederschreiben machte, kam alles blaß, kindlich, matt, ungefüge, schwülstig oder schablonenhaft heraus. Solange er — schnell und eifrig — schrieb, bemerkte er diese Mängel nicht; aber er brauchte nur neben seinen Seiten einen kleinen Abschnitt aus großen russischen Dichtern durchzulesen, so ergriff ihn ohnmächtige Verzweiflung, Scham und Abscheu vor seiner eigenen Kunst.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Geschieden.

Novelle von Carl Ewald.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen.

Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene Tage erster Liebe,
Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Einjam näh'r ich meine Wunde,
Und mit feis erneuter Klage
Traur' ich ums verlorene Glück.

Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene holde Zeit zurück!

Einen Augenblick ließ sie die Hand auf den Tasten ruhen, legte den Kopf auf die Seite und starrte in die dunkle Ofenecke hinüber. Gedämpft und leise spielte sie die Melodie noch einmal durch und sumnte die Worte mit. Aber dann stemmte sie plötzlich den Fuß gegen das Pedal und schlug ganz unvermittelt einen lauten Akkord an.

Dann stand sie langsam auf und schloß das Klavier. Einen Augenblick blieb sie nachdenklich stehen, stützte den Ellbogen auf den Ofenschirm und ließ den Blick auf den Flammen ruhen, die hinter dem Roste fladerten. Es war still im Zimmer, und auch von außen drang kein Geräusch herein. Der frischgefallene Schnee dämpfte die Schritte der Fußgänger, und nur selten kam um diese Tageszeit ein Wagen durch die kleine Straße.

Die Stille nahm sie gefangen, sie ließ den Kopf auf ihre Arme sinken und schloß die Augen. Der einzige Laut, den sie hörte, war das gedämpfte Knistern des Feuers im Ofen . . . ein wunderbar satter, zufriedener Laut, der allmählich das ganze Zimmer füllte, ihre Augen immer mehr schloß und sie in einen traumähnlichen Zustand versetzte.

„Betty!“

Sie fühlte, wie ihre Knie schwankten, es war ihr zu Mut, als müsse sie umsinken. Die Hände noch fest um den Rand des Ofenschirms geklammert, wandte sie ihr Gesicht dem Innern des Zimmers zu — ein Gesicht, so weiß wie der Mondschein, der durch das breite Fenster hereinströmte. Sie konnte nicht sprechen, den Ofenschirm nicht loslassen, kein Glied rühren . . . sie starrte

nur in die Augen, klaren Augen, die unter buschigen Brauen hervor stehend die ihren suchten.

Er ging auf sie zu, löste behutsam ihre Hände und zog sie ins Zimmer hinein. Willenlos ließ sie ihn gewähren, sank in den Stuhl, den er ihr hinschob, und konnte den Blick nicht von ihm wenden.

Mit den kurzen, festen Schritten, die sie so gut kannte, fing er an im Zimmer auf und nieder zu gehen, die Hände fest in den Rocktaschen vergraben.

„Ich bin Dir natürlich etwas plötzlich gekommen. Aber sei nur ganz ruhig und nimm Dich zusammen. Ich werde schon vernünftig sein. — Ich konnte es nicht lassen, Betty. Ein halbes Jahr lang bin ich hier tagaus, tagein in der Dämmerstunde vorbeigegangen. Stundenlang habe ich mich auf der Straße herumgetrieben, um einen Blick von Dir zu erhaschen. So konnte es nicht weiter gehen. Du weißt, ich bin keine besonders nervöse Natur, aber dies griff mich doch zu sehr an. Ich mußte ein Ende machen, auf die eine oder andere Art. — Und so bin ich hergekommen.“

Sie verstand kein Wort von dem, was er sagte, aber der Ton seiner Stimme beruhigte und beschwichtigte sie. Mechanisch lehnte sie den Kopf zurück und schloß die Augen. Ihr Schweiß regte ihn auf. Er redete immer weiter, hastig und abgebrochen, zog die Hände aus der Tasche, steckte sie wieder ein, und sah zu ihr hinüber.

„Es ist für mich . . . ach, Du kannst Dir gar nicht denken, in was für einen Zustand ich gewesen bin! Ich habe so viel über die letzte Zeit nachgedacht, in der wir bei einander gewesen sind. Und dann über die Art und Weise, wie wir uns trennten. Wenn Eheleute sich in Streit und Zank, in Feindschaft und Eifersucht trennen, so kann man ja begreifen, daß alles zu Ende ist. Aber zwischen uns beiden ist ja im Grunde so wenig zu vergessen! — Es muß doch wieder gut werden können, Betty.“

Sie antwortete nicht; mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen blieb sie ganz still sitzen. Er trat an ihren Stuhl und beugte sich zu ihr herab.

„Bist Du krank?“ fragte er leise. „Habe ich Dich erschreckt?“

Sie hob langsam den Kopf und schlug die Augen auf. Dann erhob sie sich und ging nach der Tür.

„Betty —!“

Sie wandte sich um und sah ihn an.

„Darf ich fragen . . . wie bist Du hergekommen?“

„Du spieltest, darum hast Du mein Klingeln nicht gehört. Ich überredete Sophie, mich hereinschlüpfen zu lassen. Ich stand im Korridor und hörte Dich singen, und da öffnete ich ganz leise die Tür. Ach, Betty, das alte Lied! . . . Das alte Lied, das Du so oft in der Dämmerstunde sangst! Mein Herz wurde weich, als ich es hörte, und es sagte mir —“

„Es sagte Dir nichts,“ unterbrach sie ihn mit gerunzelter Stirn. „Willst Du Dich in mein Vertrauen schleichen, wie Du Dich in mein Zimmer geschlichen hast?“

„Um Gotteswillen, Betty!“

Sie ging an die Tür und öffnete sie mit einem Ruck.

„Sophie! — Wo stehen Sie denn? — Machen Sie hier Licht an, und gehen Sie dann in Ihre Kammer!“

Es dauerte lange, bis Sophie die Streichhölzer in ihrer Tasche gefunden hatte. Sie trat fehl, als sie auf einen Stuhl stieg, um die Hängelampe herunterzuziehen, der Docht wollte nicht brennen, und sie mußte ein Streichholz nach dem anderen nehmen, bevor es glückte. Ihre Hände zitterten, als sie die Gardinen schloß — dann fuhr sie mit der Schürze über die Augen und eilte hinaus.

„Darf ich bleiben?“

„Du bist nun einmal hier. — Aber mach es bitte kurz.“

Sie setzte sich an den Tisch und nahm eine Arbeit aus ihrem Nähkorb.

„Hast Du mir kein Wort zu sagen?“ fragte er mit weicher Stimme, indem er sich dicht neben sie setzte.

„Ich warte auf das, was Du mir sagen willst.“

Er trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte und schlug das eine Bein über das andere. Seine Mundwinkel bebten, er machte eine Bewegung, als wollte er aufspringen, aber er bezwang sich und blieb ruhig sitzen.

„Ja . . . ich habe Dir allerdings etwas zu sagen. Wenn man zwei Jahre verheiratet gewesen ist und sich dann hat scheiden lassen, hat man sich wohl in der Regel etwas zu sagen, wenn man sich nach Jahr und Tag wieder sieht.“

„In der Regel nicht, glaube ich.“

„Wirklich, — Du glaubst nicht?“

Sein Mund verzog sich zu einem höhnischen Lächeln, während er auf ihre Arbeit sah.

„Für arme Kinder vermutlich?“

Sie nickte.

„Hast Du auch einen Hund?“

„Ich hatte einen Hund,“ antwortete sie ruhig. „Aber er starb. — Er tat mir leid — sehr Leid. Ich liebte ihn.“

„Das glaube ich gern. Ein äußerst geeigneter Gegenstand, sein Herz daran zu hängen! — Na . . . und in die Kirche gehst Du natürlich ein paar Mal jeden Sonntag?“

„Nein — leider nicht! Du hast mir meinen Glauben genommen.“

„Der kommt schon wieder!“ rief er und sprang auf. „Der

kommt schon wieder! Sei nur ganz ruhig . . . Das paßt zum übrigen. Ein süßlicher Schafskopf von Pastor, der paßt mitten in all den Nippes . . . in Deine Stube, in Dein Leben, in Deine Seele . . . Ach ich Dummkopf, der ich einen Augenblick glauben konnte . . .“

Er ließ auf und ab und lachte spöttisch.
„Ja — ich glaube es wirklich. Ich Tor, ich konnte glauben . . . ha ha ha!“

Sie ließ die Arbeit in den Schoß fallen, kreuzte die Arme und sah vor sich hin.

„Ich weiß nicht was es ist, das Du jetzt nicht mehr glauben kannst. Ich habe Dir keinen Anlaß gegeben, irgend etwas zu glauben. — Ich bin aus Deinem Leben geschwunden, wie ich darin eingetreten bin . . . willenlos, betäubt — überwältigt vom dem Geschehen. Und seither habe ich Deinen Weg nicht gekreuzt.“

„Willenlos . . . betäubt?“

„Ja. Ich wußte nicht was ich tat, als ich mich verheiratete.“

„Wer zwang Dich denn dazu? Und Du hast mich doch schließlich geliebt.“

„Ja, ich habe Dich geliebt.“

Er setzte sich wieder und seine Stimme klang weich und herzlich wie zuvor.

„Weißt Du noch den Tag, wo wir uns zum letzten Mal sahen . . . beim Präsidenten? Wir ruhig waren wir beide. Weißt Du noch, wie ein Herr Dich fragte, wo ich denn geblieben wäre? Er konnte gar nicht begreifen, daß der Mann, der da neben Dir saß und mit Dir redete, derjenige war, von dem Du Dich scheiden lassen wolltest. — Und dann unsere Abmachung . . . wir wollten Freunde bleiben . . . wenn etwas Zeit darüber hingegangen wäre, wollten wir uns wiedersehen. Es war eigentlich ein friedlicher, schöner Tag.“

„Das war es,“ erwiderte sie, und ihre Stimme zitterte etwas.

„Du hast ihn wohl nicht vergessen?“

„Den Tag? — Nein. Seitdem habe ich Frieden und Ruhe verloren. Ich fand alles so schön und gut, was Du sagtest. Meine Zukunft lag so klar und deutlich vor mir . . . einsam und traurig, aber klar und nicht hoffnungslos. — Aber das war alles Phantasterei!“

„Betty!“

„Ich will Dir sagen, ich wußte gar nicht, was ich tat! Erst als ich heimkam, — hierher, begriff ich, was geschehen war. Erst da sah ich der Wirklichkeit ins Auge . . . der trostlosen, öden Wirklichkeit. Und da wußte ich, daß man mich auf die Straße geworfen hatte.“

„Und da fülltest Du Dein Leben mit Schoßhunden und Vagars und dergleichen Dingen aus?“

„Ich verstehe Deinen Spott nicht. Du hattest mich verstoßen . . . Deine Frau konnte ich nicht sein . . . sollte ich mich vielleicht für einen Posten heranbilden, den ich doch nie ausfüllen konnte?“

„Glaubst Du denn, daß das Unrecht ganz und gar auf meiner Seite war?“

„Das weiß ich wirklich nicht. Es kann ja sein — aber das war nun einerlei. Ich mußte nun sehen, mich selbst wiederzufinden — wie ich gewesen war, ehe Du in mein Leben tratest. Jetzt war ich ja nicht mehr ein Stück von Dir. Ich mußte wieder ein selbständiger Mensch auf eigenen Füßen sein. Alles an mir, was Du unterdrückt und erstickt hattest, sammelte ich wieder zusammen. Ich fügte die Scherben aneinander, so gut es eben wollte. Etwas Rechtes wurde nicht daraus, aber es ging doch einigermaßen. Und ich bin auch jetzt noch nicht fertig, aber mit jedem Tage komme ich näher ans Ziel.“

Er hatte sich erhoben und stand jetzt vor ihr. Aber sie wich seinem Blicke aus. Langsam ging er auf und nieder, während er zu ihr sprach:

„Ja, das kann ich natürlich nicht beurteilen. Ich bin gekommen, um Dich zu fragen, ob Du das Borgefallene vergessen willst. Mein Heim ist öde . . . meine Arbeit drückt und quält mich. Ich . . . wir . . . gehören nicht zu der Sorte, die sich täglich aufs neue verlieben können. Ich habe getan, was ich konnte, um Dich zu vergessen. Und es ist mir ganz klar geworden, daß eine neue Liebe das einzigste Heilmittel für mich wäre. Ich tat, was in meinen Kräften stand . . . ich blickte tief in alle Augen, die meinen Weg kreuzen . . . ich suchte und hoffte und bildete mir dies und jenes ein. Aber es half nichts. Du standest mir überall im Wege. Du bist und bleibst meine Frau . . . trotz allem, was geschehen ist, komme ich von Dir nicht los. — Willst Du zu mir zurückkommen?“

„Nein.“

Sie sah ihn an — zum erstenmal während der ganzen Unterredung. Einen Augenblick sahen sie sich fest in die Augen. Sie klammerte sich mit beiden Händen an die Armlehnen des Stuhles, presste die Lippen fest aufeinander, kämpfte wie eine Wahnsinnige. Und er war nicht instande, die wechselnden Schatten zu deuten, die über ihr Antlitz flogen.

Mit einem Seufzer setzte er sich, faltete die Hände um seine Knie und sah düster vor sich hin.

„Ja, ja . . . ja, ja! Ich verlangte eine Entscheidung und habe sie bekommen. Aber ich begreife es nicht. Ich begreife es nicht!“

„Du bist im Irrtum, ganz gewiß. Ich habe es gut . . . viel besser als früher. Ich lebe im Frieden mit mir selber. Die be-

ständige Angst, es Dir nicht recht zu machen, der ewige, Hoffnungslose Kampf, Dir etwas zu sein . . . das rieb mich auf. Jetzt bin ich glücklich . . . so glücklich, wie ein in Stücke gebrochener Mensch noch werden kann."

„Das ist ja schön . . . schön für Dich.“
Sie nahm ihre Arbeit wieder zur Hand, er blickte finster brütend vor sich hin. Keiner von ihnen sagte ein Wort.

„Ja, ja . . . dann will ich wieder gehen. — Willst Du mir nicht noch einmal vorspielen? . . . wie in alten Tagen? Denn wir scheiden ja als Freunde . . . nicht wahr?“

Sie nickte und trat aus Instrument. Sie begann zu spielen, und ihre Seele schwebte mit den Tönen in die Weite. Im Anfang lauschte er mit fest auf sie geheftetem Blick . . . dann lehnte er den Kopf zurück und schloß die Augen. Sophie trat leise ein, zog sich aber schnell wieder zurück und ließ die Tür halb offen stehen, um ihre Herrin nicht zu stören.

Aber sie merkte nichts, achtete auf nichts, sie spielte nur . . . spielte! Die Töne verfesten sie in alte Tage . . . glückliche und qualvolle Tage . . . aber immer Tage, die noch Raum für Trost und Hoffnung hatten. Sie redeten zu ihr von einer leidenschaftlichen Sehnsucht, gegen die sie jeden Tag ihres einformigen Lebens tapfer gekämpft hatte, — von einer Sehnsucht, die sie abends zur Ruhe begleitete und sich in ihre Träume flocht . . . die sie mit großen Augen ansah, wenn sie morgens erwachte, ihr überall hin folgte, sie hegte und jagte, bis sie sie gewaltsam erstickte, um sie dann doch wieder jeden Abend aufs neue lächeln, winken und locken zu sehen.

Ihr fester Entschluß kam ins Bankeln . . . sie wollte ihm ja doch so gerne, gerne folgen! Ihr Blick verschleierte sich . . . sie wußte weder aus noch ein . . . nur das eine: sie mußte wieder die Seine werden. Es mußte gehen, und wenn nicht . . . alles lieber als dies trostlose, liebeleere Eimerlei . . .

Mitten in einem Akkord hielt sie inne und brach in Tränen aus. Wenn er jetzt käme und den Arm um sie legte . . . wenn er ihr nur noch einmal ein zärtliches, liebevolles Wort sagte!

Sie hob den Kopf und stand auf. Die Stube war leer. Verwirrt griff sie sich an die Stirn.

War denn das ganze ein Traum? . . . War er überhaupt gar nicht hier gewesen? Hatte er nicht dort gefessen — auf jenem Stuhl — und sie gebeten, wieder zu ihm zu kommen?

Sich an den Wänden festhaltend, als fürchte sie zu fallen, wandte sie an die Tür.

„Sophie.“
„Wo . . .?“

„Der Herr ist vor einer kleinen Weile fortgegangen. Er raste an mir vorbei, ohne Lebewohl zu sagen.“

Mit einem leeren, ausdruckslosen Blick starrte sie das Mädchen an.

„. . . raste an Dir vorbei,“ wiederholte sie wie im Traum.
„Ja — aber gnädige Frau . . . gnädige Frau!“ —

Kleines feuilleton.

th. Warum lassen Hunde, wenn sie erhitzt sind, die Zunge zum Maule heraushängen? Auf diese Frage, die sich wohl mancher Leser bereits selbst gestellt hat, gibt Dahl in der „Naturw. Wochenschrift“ eine interessante Auskunft. Es ist bekanntlich eine, besonders in Jägerkreisen weit verbreitete Annahme, daß der Hund, da er anscheinend mit der Haut nicht schwitzt, mit der Zunge schwitze. Diese Annahme beruht jedoch auf einem Irrtum, da der Hund, ebenso wie der Mensch oder das Pferd, gut entwickelte Schweißdrüsen in der Oberhaut besitzt, die ihm durch Verdunstung ihres Sekrets sicherlich ebenfalls Kühlung verschaffen. Nur kommt es bei ihm dabei nicht wie bei Mensch und Pferd zur Bildung von Schweißtröpfchen. Noch weniger als der Hund schwitzen übrigens Hasen, Kaninchen, Eichhörnchen und andere Nagetiere, und man fragt unwillkürlich, warum nicht auch z. B. der Hase, wenn er geheizt wird, zur Abkühlung die Zunge heraushängen läßt, wie der Hund? Daß durch die Verdunstung von Speichel auf der Zunge beim Hunde eine gewisse Abkühlung erreicht wird, läßt sich gar nicht bezweifeln, trotzdem ist dieses noch keine genügende Erklärung, warum gerade der Hund und nicht auch die anderen Tiere ihre Zungen heraushängen lassen. Es ist nicht so ganz einfach, eine befriedigende Erklärung für die genannte Erscheinung zu geben, man muß die gesamte Lebensweise des Hundegeslechtes bei der Beantwortung in Betracht ziehen. Dahl gelangt dabei zu folgendem Resultat: „Die Hunde sind Raubtiere, die auch auf größere Beutetiere Jagd machen und die sich vor allen Dingen dadurch auszeichnen, daß sie auch die festeren Teile ihres Opfers, die Knochen, mit verzehren, in weit höherem Maße als es z. B. die Katzen tun. Damit sie nun die festen Teile zernagen können, ist das Maul tief gespalten, und die Lippen sind, soweit sie die Seitenzähne überdecken, sehr beweglich. Infolgedessen schließen die Lippen nur sehr lose aneinander, so daß die Hunde deshalb auch nicht saugend trinken können, wie es z. B. Pferde und Rinder tun. Ebensovienig kann der Hund das Maul beim Trinken ganz ins Wasser stecken, wie wir es beim Schweine kennen. Die Schnauze des Hundes ist nämlich

zur besseren Ausübung gewisser Funktionen verhältnismäßig spitz und die Nasenlöcher befinden sich nahe über dem Munde. Beim Eintauchen des ganzen Mauls würde also dem Hunde das Atmen unmöglich sein. Er ist daher gezwungen, die Flüssigkeit aufzulecken. Das Lecken erfordert aber offenbar eine starke Verlängerung der Zunge, zumal da die Schnauze beim Hunde ohnehin schon stark verlängert ist. Die Zunge muß sich nämlich nicht nur aus dem Maule vorstrecken, sondern sich auch außerhalb des Mauls lösseltartig nach unten umbiegen können, damit sie bei jedem Vorstrecken und Zurückziehen eine gewisse Menge Wasser durch das lange Maul hindurchbefördern kann. Wird die Zunge zurückgezogen, wie es bei geschlossenem Maule der Fall ist, so füllt der zusammengezogene Grundteil derselben den hinteren Teil der Mundhöhle so vollkommen aus, daß durch das Maul keine Luft in die Lungen gelangen kann. Will der Hund also durch das Maul atmen, so muß die Zunge vorgestreckt werden. Für gewöhnlich hat nun der Hund diese Art zu atmen nicht nötig, da durch die Nase genügend Luft zugeführt wird, wohl aber bei beschleunigter Atmung z. B. nach einem anstrengenden Laufe oder bei großer Hitze. Jetzt aber stellt sich eine andere Frage ein, warum die Nasenöffnungen nicht so groß sind, daß sie, wie bei anderen Tieren, auch diesem erhöhten Atmungsbedürfnis genügen. Dies hängt offenbar mit einer zweiten Hauptaufgabe der Nase zusammen, mit dem Geruch. Der Geruchssinn ist für den Hund, wenigstens in der Freiheit beim Aufsuchen seiner Beute, von höchster Bedeutung und daher, wie der anatomische Bau der Nasenhöhle beweist, sehr fein entwickelt. Bei einem Säugetiere sind nämlich die sogenannten Nasenmuscheln umso vollkommener entwickelt, je höher der Geruchssinn ausgebildet ist, und man nimmt wohl mit Recht an, daß die Muscheln besonders den Zweck haben, die durch die Nase strömende Luft für Geruchswahrnehmungen geeignet zu machen. Die Muscheln dienen nämlich zugleich als Filter, Erwärmungs- und Durchfeuchtungsapparat. Es ist nun ohne weiteres einleuchtend, daß die Muscheln bei ihrem komplizierten Bau den freien Durchtritt der Luft durch die Nase in einem gewissen Grade hemmen und ebenso ist es sicher, daß diese Hemmung beim Hunde, bei dem zur Erreichung der erhöhten Niesfunktion die Muscheln ganz außerordentlich stark entwickelt sind, sehr bedeutend sein muß. Daher muß bei ihm also auch das Maul mehr als bei anderen, mit schlechterem Geruchssinn begabten Tieren, bei erhöhter Atmung in Tätigkeit treten. Da aber, wie oben erwähnt, die Zunge beim Atmen durch das Maul im Wege ist, muß sie herausgestreckt werden. —

Humoristisches.

— Hyperbel. „Ist denn Deine Tante wirklich so did?“
„Schrecklich, die muß sich ja sogar ihre Regenschirme nach Maß machen lassen!“ —

— Woshaft. Förster (zu einem Jäger, der auf sehr weite Entfernung nach einem Hasen schießt): „Schießen Sie nochmal, der Hase hat's nicht gehört.“ —

— Ein hoffnungsvoller Engel. Hulda: „Heute habe ich mich über Rudolf so geärgert, daß ich handgreiflich . . .“
Mama: „Aber — um Gottes willen, Hulda — Du wirst doch nicht?“
Hulda: „Ach nein, beruhige Dich, Mama, ich habe mich rechtzeitig erinnert, daß wir noch nicht verheiratet sind.“
(„Meggendorfer-Blätter.“)

Notizen.

Die ersten Vorlesungen über Journalistik werden an der Berliner Universität in diesem Winter Professor Gierke und Dr. Goldschmidt halten. Die Vorlesungen sind hauptsächlich für Juristen bestimmt, können aber auch von Fachleuten besucht werden, die im Besitze eines Berechtigungscheines zum Hören sind. —

— Das Deutsche Theater bringt noch in der ersten Hälfte dieser Spielzeit eine Oedipus-Trilogie von Hugo v. Hoffmannsthal zur Aufführung. —

— „Die heilige Sache“, eine dreialtige Komödie von Lothar Schmidt, gelangt Anfang November im Lustspielhaus zur Erstaufführung. —

— Dem Wiener Stadttheater wurde von der Zensurbehörde die Aufführung von Hermann Wahrs neuer Komödie „Der Klub der Erlöser“ unterlagt. Die Komödie soll ein Schlüsselstück sein und deutlich einige Mitglieder der österreichischen Hofgesellschaft zeichnen. —

— „Jisebill“, eine dramatische Symphonie von Friedrich Klose, hatte bei der ersten Aufführung im Münchener Hoftheater Erfolg. —

— Jedes durch den Suezkanal gehende Schiff hat eine Abgabe zu entrichten. Diese Abgabe beträgt seit dem 1. Januar 1903 für die geladene Rettotonne 8,5 und für eine Person 10 Frank. Vom 1. Januar 1906 ab wird die Abgabe für die Tonne auf 7,75 Frank ermäßigt. —